

**Zeitschrift:** Pestalozziblätter  
**Herausgeber:** Kommission des Pestalozzistübchens der Schweizerischen  
Permanenten Schulausstellung  
**Band:** 7 (1886)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Philipp Albrecht Stapfer und Heinrich Zschokke  
**Autor:** Zschokke, E.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-917620>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Pestalozziblätter.

---

VII. Jahrg. No. 4. Beilage zum „Schweiz. Schularchiv“. Oktober 1886.

---

Inhalt: Philipp Albrecht Stapfer und Heinrich Zschokke. — Pestalozzi und Dr. Bell. — Monument Pestalozzi à Yverdon.

---

## Philipp Albrecht Stapfer und Heinrich Zschokke.

Von Pfr. E. Zschokke.

Stapfer's Verdienste um das Bildungswesen in der Schweiz während der helvetischen Staatsumwälzung gehören ohne Zweifel zu den hellsten Lichtpunkten jener Zeit. Wie wenig Andere verdient er, dass ihm ein *monimentum aere perennius* in einem umfassenden und tüchtigen Schriftwerke gesetzt werde, und es steht zu erwarten, dass dies nun bald geschehen könne, weil die amtlichen Akten des helvetischen Staatsarchives binnen kurzem für den Einblick des Forschers geöffnet sein werden<sup>1)</sup>. Es bleibt dabei wünschenswert, dass auch von anderwärts Material herbeigeschafft werde, welches den künftigen Biographen in Stand setzt, ein Bild des edeln Eidgenossen in allen seinen Lebensbeziehungen, also auch in seinen privaten und zumal in seinem Verkehr mit gleichgesinnten Freunden zu zeichnen. Der Einsender dieser Zeilen befindet sich in der Lage, dazu einige Beiträge zu liefern und zwar mehrere eigenhändige Briefe Stapfers an Zschokke, welche sich in meiner Autographen-Sammlung befinden. Beide Männer standen nicht nur zur Zeit der Helvetik, sondern noch lange Jahre später in regem brieflichen Verkehr miteinander, und es ist einzig zu bedauern, dass sich in den Sendungen Stapfers grosse Lücken vorfinden und dass von den Zschokke'schen nicht einmal eine Zeile mehr vorhanden ist. Ich werde durch beigefügte kurze Notizen den Zusammenhang, so gut es angeht, zu ergänzen suchen.

Zschokke stand vor dem Ausbruch der helvetischen Revolution als Direktor an der Spitze des Graubündischen Seminars in Reichenau und hatte sich dort durch Herausgabe mehrerer Volksschriften („Das neue und nützliche Schulbüchlein zum Gebrauch der lernbegierigen Jugend im Schweizerlande“ und „Die ewigen Bünde im hohen Rhätien“) bereits auch in Helvetien einen Namen gemacht. Daher mochte es kommen, dass er eingeladen wurde, an dem unter den Auspizien des neu ernannten Ministers für Künste und Wissenschaften von Heinrich Pestalozzi herausgegebenen „Helvetischen Volksblatt“ Mitarbeiter zu werden. Mit Pestalozzi hatte er sich schon früher bei seinem Winteraufenthalte in Zürich 1795 befreundet. Jene Tätigkeit dauerte indes nicht lange. Im Sommer 1798 brach der Revolutionssturm mit rasender Gewalt auch über die kleine Gebirgsrepublik im Osten aus. Zschokke, welchem der dortige Landtag erst wenige Monate zuvor (21. Mai) einmütig das Bürgerrecht Rhätiens geschenkt

---

<sup>1)</sup> Dieser Wunsch des Herrn Einsenders wird in nächster Zeit sich erfüllen; wir benützen die Gelegenheit, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, dass eine auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende Biographie Stapfers aus der Feder des Herrn R. Luginbühl in Basel dem trefflichen Manne ein seiner würdiges Denkmal setzen wird. Red.

hatte, wurde nun von seinen Widersachern als Patriote geächtet und mit einer grossen Anzahl anderer hervorragender Männer — darunter der Standespräsident von Tschärner, der Dichter Salis-Seewis u. s. w. — gezwungen, auf St. Gallisches Gebiet hinüber zu flüchten. Auf einer Versammlung der Exilirten in Ragaz wurde sodann beschlossen, Tschärner und Zschokke nach Aarau zu senden, wo die neue Regierung der Schweiz tagte, um deren Hilfe anzurufen. Sie trafen dort ein und ersuchten den Minister sofort um eine Audienz. Der Letztere antwortete an Zschokke:

*Aarau, 17. August 1798.*

„Es ist mir viel zu erwünscht, verehrungswürdiger Mann, den Philosophen und Dichter, welcher Tiefsinn und Geschmack, Genialität und kalten Prüfungsgeist in so seltenem Grade vereinigt, und den vortrefflichen Standespräsidenten, der mir besonders durch meines Freundes Fellenberg Mitteilungen verehrens-wert geworden ist, persönlich kennen zu lernen, um nicht den ersten Augenblick, den Sie mir schenken können, mir auszubitten. Ich bin Morgen von 7—11 Uhr vormittags zu Hause. Um halb 1 Uhr komme ich aus dem Direktorium und erkundige mich nach Ihnen, wenn ich nicht so glücklich gewesen bin, Sie zuvor bei mir zu sehen.

Hochachtungsvoll

der Ihrige

*P. A. Stapfer.“*

So ward die persönliche Bekanntschaft gemacht, und es konnte nicht anders sein, als dass aus diesem immer intimer werdenden Verhältnisse beider Männer bald auch manche edle Wirkungen zum Heil der Republik ausgingen. Vorerst gelang es, den verbannten Graubündner-Patrioten, welche bereits dem grössten Elende ausgesetzt waren, eine neue Heimat zu erwerben. Zschokke ward eingeladen, persönlich vor dem Senate und der gesetzgebenden Versammlung der Republik, welche nunmehr in Luzern residirten, seine Bitte vorzutragen, und er tat es mit solcher Wärme und Begeisterung, dass die Vorsitzer beider Räte von ihren Sesseln herabstiegen, um ihm den republikanischen Bruderkuss zu geben und bald darauf zu erklären, dass sowohl er selbst als seine Unglücksgefährten ins helvetische Bürgerrecht aufgenommen seien. Zu diesem Beschlusse hatte auch Stapfer wesentlich mitgewirkt. Aber damit nicht genug: es galt nun auch noch, seinem Schützling eine sichere Existenz zu verschaffen. Zschokke hatte bei der Flucht alle seine Habe in Reichenau zurückgelassen. Er konnte nicht mehr so bald dahin zurückkehren; was sollte, nachdem er seine erste Mission erfüllt hatte, nun weiter geschehen? Da trat Stapfer wenige Tage darauf zu ihm ins Zimmer, um ihm eine Stellung in seinem eigenen Ministerium anzubieten. Die Aufgabe sollte darin bestehen, die Regierung von den intellektuellen und industriellen Bedürfnissen des Volkes zu unterrichten, das Volk selbst durch Herausgabe von öffentlichen Schriften aufzuklären und talentvolle Männer in allen Kantonen zu einem Bunde für Licht, Wahrheit und Gemeinnützigkeit zu vereinen. Der Gedanke war ebenso grossartig als zeitgemäss, was jeder bestätigen

wird, welcher etwas vom damaligen niederen Stand des Schulwesens in der Schweiz, von der grossen Verwilderung in den unteren Klassen der Bevölkerung und der Zerfahrenheit selbst in den Kreisen höherer Bildung weiss. Zschokke schlug daher auch sogleich in die Hand seines Freundes ein und begann, immer im Einverständnisse mit demselben, an der Lösung seiner Aufgabe zu arbeiten.

Hier wäre der Ort, besonders auch von der Stiftung der literarischen Sozietät zu reden, welche Stapfer und Zschokke gemeinsam miteinander in Luzern gründeten und von welcher der Zweitgenannte Sekretär und eifrigster Mitarbeiter wurde. Manche der Wägsten und Besten im Lande traten der Gesellschaft bei; auch wurden in verschiedenen anderen Städten Zweigvereine gebildet, und eine heilige Aussaat von Licht und Segen begann sich über Helvetia zu verbreiten. Allein, so gross die Versuchung wäre, hier auf dieses Thema näher einzutreten, so stimmt es doch zu dem besondern Zwecke meines Aufsatzes nicht, und ich verweise daher einfach auf bereits darüber schon vorhandene Berichte hin, namentlich auf den von Usteri und Escher in jenen Jahren herausgegebenen „Schweizerischen Republikaner“, in welchem die Protokolle der Sozietät ausführlich enthalten sind. Auch dauerte die Tätigkeit derselben nicht sehr lange. Im Jahre 1799 wurde die Schweiz zum blutigen Schlachtfeld der grössten Armeen Europas und wie *inter arma leges silent* — im Getöse der Waffen verstummen die Gesetze — so verstummt auch bald die Mahnrufe der Gemeinnützigkeit. Zudem musste Stapfer Ende Mai mit der Regierung, welche wegen der Nähe des Kriegstumultes nach Bern übersiedelte, Luzern verlassen, und ebenso Zschokke, welcher kurz zuvor vom Direktorium als Kommissär in die kleinen Kantone gesandt worden war.

Die grosse Befähigung für die Geschäfte des Staates, welche Stapfer während seines Ministeriums bewiesen hatte, bewogen die helvetische Regierung, ihn im Jahre 1800 als schweizerischen Gesandten nach Paris abzuordnen. Gegenüber dem ersten Konsul Napoleon Bonaparte und den weitschweifenden Plänen seines Ehrgeizes war diese Stellung keineswegs leicht. In dem trefflichen Geschichtswerke von Hilty wird uns in zahlreichen Dokumenten dargelegt, mit welcher Umsicht und zugleich mit welchem Mute Stapfer seine Aufgabe löste. Als er dann nach einigen Jahren von seiner diplomatischen Laufbahn zurücktrat, hätte man erwarten dürfen, dass er nun wieder in seine geliebte Schweiz zurückkehre. Allein dies geschah nicht; er blieb vielmehr nun als Privatmann bis zu seinem Lebensende (27. März 1840) in Frankreich zurück. Die Gründe dafür geben uns, wenigstens andeutungsweise, die nachstehenden Briefe; sie bestanden in Familienverhältnissen und wohl auch darin, dass er dort Bekanntschaften mit manchen ausgezeichneten Gelehrten angeknüpft hatte, welche für ihn von hohem Werte waren. Mit Zschokke aber, welcher sich indessen eine Heimstätte im schönen Aargau gegründet hatte, blieb er stetsfort in regem schriftlichem Verkehr, und es ist — wie bereits gesagt — nur zu bedauern, dass deren nur so wenige Reste übrig geblieben sind. Ich teile hier mit, was mir noch zu Gebote steht.

Belair près Montfort l'Amaury (Seine et Oise), 4. Februar 1809.

„Ihr liebes Schreiben vom 11. v. M., mein würdiger Freund, hat während meines Abstechers in die Hauptstadt die doppelte Reise von hier nach Paris und von da wieder hierher gemacht und mit mir Rackete gespielt. In der Stadt bin ich in Hinsicht auf Ihren Auftrag nicht müßig geblieben und kann Ihnen nun — leider! — nur zu bestimmt bestätigen, was ich schon *a priori* vermutete, höchste Schwierigkeit, Ihnen einen Korrespondenten<sup>1)</sup> zu verschaffen, wie Kloos war; (hiess er nicht so?). Humboldt wusste mir keinen zu designiren, hat mir aber versprochen, Nachfrage zu halten, und da er mich einen mehrtägigen Besuch auf meiner Einsiedeley in kurzer Zeit hoffen lässt, so giebt er mir vielleicht alsdann *ways and means* an die Hand, Ihnen Ihren Berichtserstatter zu ersetzen. In Ermanglung eines deutschen, verschaffe ich Ihnen einen ausgezeichneten jungen französischen Gelehrten, der unsere Sprache sehr gut versteht, aber nicht schreibt, und Ihnen alle 14 Tage ein Bulletin litterarisch-dramatisch-politischer Pariser Miscellen zuzuschicken die Verbindlichkeit gegen Sie eingehen will. Sein Name ist Guizot<sup>2)</sup>; er ist Einer der Redaktoren des „Publiciste“, wo er sich R. unterzeichnet. In den letzten Nummern unserer „Archives littéraires“ finden Sie eine geistvolle Musterung der neuesten französischen Produkte von ihm. Er ist mein genauer Freund und wohnt beynahe ununterbrochen auf dem Lande bey mir. Dies hindert ihn aber nicht, *au courant* der Neuigkeiten jeder Art zu seyn; denn er macht von hier aus häufige Exkursionen nach der Hauptstadt, wo er in der ausgesuchtesten Gesellschaft lebt, und die Urteile, die Stimmung, die herrschenden Launen der feinern Welt ebenso gut kennen zu lernen Gelegenheit hat, als er sie darzustellen Talent und Geschicklichkeit besitzt. Ich glaube Ihnen mit diesem Korrespondenten ein wahres Geschenk zu machen, behalte mir aber den Genuss und das Recht vor, seinen Mitteilungen zuweilen Supplemente anzuhängen, mit denen Sie machen können, was Ihnen beliebt. Hingegen ist dann ein Exemplar Ihrer Miscellen für uns beide hinreichend, da wir uns dasselbe gegenseitig mitteilen können. Ich freue mich sehr darauf.

Für die interessanten Nachrichten über Ihre häusliche Existenz und für die Schilderung der Lage Ihrer Wohnung bin ich Ihnen sehr verbunden<sup>3)</sup>. Es tut meiner Imagination wohl, Sie in Ihrer wahren Umgebung aufzusuchen und Sie in dem traulichen Familienkreise zu finden, mit dem Sie mich bekannt zu machen die Freundschaft haben. Es ist, wie es scheint, in unserer Lage viel Ähnliches; nur kann ich Ihnen aus meinen Fenstern — leider! — keine grosse Alpenzenen zeigen. Die sanfte, hügelichte, baumreiche Landschaft, die vor mir aus-

<sup>1)</sup> Für die „Miscellen für die neueste Weltkunde“, welche Zschokke von 1807 bis 1813 herausgab.

<sup>2)</sup> *François Guizot* (geb. 1787 in Nismes, nachmals Minister König Ludwig Philipps; gestorben 1874) wurde nun wirklich langjähriger Mitarbeiter Zschokkes sowohl an den „Miscellen“, als später (1817 bis 1823) an den „Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit“.

<sup>3)</sup> Zschokke hatte sich inzwischen verheiratet und bewohnte mit seiner Familie zuerst das Schloss Biberstein an der Aare, nachher ein von ihm in Aarau angekauftes Haus; an beiden Orten hatte er einen weiten Ausblick auf Gebirg und Tal.

gebreitet liegt, tut meinem Herzen kein Genüge, und die Einförmigkeit meines von kühnen Umrissen entblösten Horizonts lässt mir ein peinliches Gefühl von Lücken zurück, die mein Gemüt vergebens auszufüllen strebt. Sie finden wohl diese Seufzer über den bedeutungslosen Charakter der mich umringenden Natur sehr thorecht, da die Wahl meines Aufenthaltsortes in meiner Willkür stand. O längst wäre ich meinem Vaterlande wieder zugeeilt, wenn nicht die Sorge für meiner Kinder Vermögen, dessen grösster Teil in Frankreich liegt, und die Gesundheit, die Zufriedenheit meiner Gattin, die des hiesigen Aufenthaltes so wenig als des Umganges mit ihrer Familie entbehren kann, mir nicht ein Land zur Wohnung anwies, das meinem Herzen immer fremde bleiben wird.

Äusserst erfreulich ist mir die Nachricht von Ihrem historischen Werke<sup>1)</sup>. Sie sind nun bei uns so einheimisch geworden, dass kein Schweizer sich genauerer, anschaulicherer Kenntniss seines Vaterlandes rühmen darf, und haben durch Geburt und frühere Bildung den unendlichen Vorzug, Nationalvorurteilen jeder Art, besonders dem kleinlichen Innungsgeiste unserer weiland souveränen Gilden- und Spiessburger-Herrlichkeiten vollkommen fremd geblieben zu seyn. Ihrer Aufmunterung zufolge will ich mich an die Erzählung der Begebenheiten und Verhältnisse machen, in die ich verflochten ward und von denen ich voraussetzen darf, dass sie für unsere Zeitgenossen und Mitbürger nicht ohne Interesse seyn werden<sup>2)</sup>. Was die Nachkommenschaft betrifft, so ist das Gefühl, das sich mir zuerst aufdrängt, wenn ich an sie denke, inniges Bedauern mit den heroischen Lesern, und vollends mit dem Herkules-Geschichtsschreiber, der die ungeheure Masse von Materialien zu unserer Tagesgeschichte *siccis oculis* ins Auge fassen und mit dem *triplex aes* der gepanzerten Brust sich in ihre Mitte zu werfen wagen wird. Wo wäre ohne die wohltätige Flut des Mittelalters für uns die Möglichkeit, die Geschichtsquellen des Altertums zu umfassen? Der Geschichtsstoff häuft sich weit mehr als im Verhältnis des Kubus der Entfernung vom Anfang der Geschichte an; und wenn wir nicht aus Cuviers und Brogniards neusten Untersuchungen wüssten, dass sich die Welthistorie mit der Erdrinde schon ungefähr zehnmal verjüngt oder *regenerirt* hat, und also die Grosstaten der Helden, welche Zeitgenossen des Paläotheriums und Anoplotheriums waren, in die Nacht des Kalkübergusses, der unsere Erde wie eine Zuckermandel inkrustirte, versunken sind: so sähe ich für die jetztlebende traurige Menschenrasse keine Möglichkeit, wie sie in einigen Jahrtausendem dem Schicksale entgegen könnte, unter der Last ihrer eigenen Geschichtsdata erdrückt und von den historischen Pamphlets asphyxirt zu werden. Doch Spass bei Seite: nicht bloss verdienstlich, sondern Pflicht ist es, die Zeitgenossen und die Nachwelt

<sup>1)</sup> Ohne Zweifel sind hier Vorarbeiten Zschokkes zu seiner „Schweizerlands-Geschichte“ gemeint. Das vollendete Werk erschien erst im Jahre 1820.

<sup>2)</sup> Ob Stapfer dieses Vorhaben ausführte und ob etwas davon im Drucke erschien, ist mir unbekannt. Vielleicht hat ihn seine öftere Kränklichkeit daran verhindert. — 1811 erschien von ihm ein Aufsatz über den Cherusker Arminius in der „Biographie universelle ancienne et moderne“.

über Dinge, deren Augenzeuge man war, zu belehren und ihre Vorstellungen berichtigen zu helfen. Der treffliche Senator Boissy-d'Anglas sagte mir einmal, er wolle seinen Beytrag zur Revolutionsgeschichte unter dem Titel: „déposition de Boissy-d'Anglas au tribunal de la postérité“ handschriftlich hinterlassen, aber bloss über Tatsachen, *quorum pars magna fuit*. Meiner Erzählung möchte ich einige ministerielle Noten als Dokumente beyfügen, wie z. B. über die Unterhandlungen wegen Wallis, der Restitution des Münstertales, der Räumung der Schweiz von französischen Truppen im Sommer 1802 u. s. w. — Was wünschen Sie lieber, dass ich in der dritten oder ersten Person erzähle? Mich dünkt, ersteres ist einfacher und präentionsloser, lässt Ihnen auch über Aufnahme oder Weglassung nach Ihren Zwecken mehr Freyheit; denn über die schriftstellerische Anordnung, als über eine Sache, die Sie unendlich besser verstehen, als ich, wünsche ich Sie mit völliger historischer Plenipotenz walten zu sehen. Nur wünschte ich auch, dass Sie mit der Herausgabe Ihres vierten Bandes nicht wegen eines Aufsatzes verzögerten, der ja in einem folgenden Bande erscheinen kann, denn für Ostern kann ich denselben unmöglich liefern. Ich habe für diesen Augenblick einige dringende und unaufschiebbare Dinge zu beendigen und mein Schulmeisterhandwerk lässt mir nur wenig Musse.

Ich wünsche Ihnen zur Erhaltung Ihres historischen Optimismus herzlich Glück. Die moralische Elastizität hängt viel von der physischen Gesundheit ab, und ich habe mich in meinem ganzen Leben nie eines völlig befriedigenden Gesundheitszustandes zu erfreuen gehabt. Übrigens glaube ich fest an eine moralische Weltregierung und an die allmälige Verbesserung des Menschenschicksals, wie auch an die stufenweise Erhöhung des Menschenwertes selbst als Früchte der Anstrengungen, Leiden und Erfahrungen unseres Geschlechtes unter der Leitung einer hohen Vaterhand. Allein die Fortschritte des Ganzen sind mit partiellen Zerrüttungen und traurigen Rückschritten verknüpft, und es ist schlechter Trost für die Europäer, die Kompensation für die Verschwendung der Freyheit, der Sicherheit und des liberalen Emporstrebens jeder Art auf seinem väterlichen Boden in dem nordamerikanischen Freistaat oder in den Ländern zu suchen, welche brittische Kultur, Humanität, Wahrheitssinn und Rechtlichkeit besamen.“

(Der Brief, soweit er vorhanden ist, schliesst mit einigen literarischen Tagesnotizen über Benjamin Constants Nachahmung von Schillers „Wallenstein“ und über Lally-Tollendals Übersetzung von Fox's „Geschichte des Hauses Stuart“. Der zweite Briefbogen, worin ohne Zweifel eine Fortsetzung von obigen Notizen, sowie die Unterschrift Stapfers folgten, fehlt.)

Ohne Datum <sup>1)</sup>).

„Um die Absendung nicht um einen Posttag zu verzögern, füge ich, mein würdiger Freund, nur einige Zeilen bey, damit er doch nicht ganz von meiner

<sup>1)</sup> Dieser Brief Stapfers bildet ein Anhängsel zu einem Aufsätze Guizots für die „Miscellen“.

Seite ἀσύμβολος abgehe. Vorerst meinen warmen Dank für die mir zugedachten Blätter über Schweden und das Hirtenfest. Die ersteren gewähren uns gewiss ein literarisches Fest; wir wünschen sie bald möglichst zu erhalten. — Das heute abgehende erste Bulletin Guizots wird hoffentlich in Ihren Augen meine Wahl rechtfertigen; Sie werden *ex ungue leonem* erkennen und inne werden, dass ich Sie mit einem Manne von umfassendem tiefen Blick, hochherzigen Gesinnungen und seltener Darstellungsgabe in Verhältnis gebracht habe. Nur ist vielleicht die Kost, die er für die heutige Lesewelt bereitet, zu nahrhaft und verwöhnten, kränkenden Magen zu stark. Wenn ein Publikum sie zu tragen vermag, so ist es doch wohl das Ihrer Miscellen. Seinen Anekdoten füge ich gegenwärtig nur folgende bey, die Sie aber wohl *in petto* nur für Ihren Privatgebrauch aufbewahren. — Vor einigen Tagen machte der Kayser dem Polizeyminister (Fouché) Vorwürfe über die Mängel seiner Verwaltung und besonders darüber, dass er (der K.) die wichtigsten, seine eigene Sicherheit betreffenden Nachrichten meist anderswoher als durch Fouché's Vermittlung erfahre. Der Minister antwortete, das glaube er wohl, denn er habe zum Grundsatz, S. Majestät so wenig als möglich mit solchen Mitteilungen zu beunruhigen, die für dieselbe keine andere Folge als Zeitverlust und schädliche Gemüts-Reizungen nach sich zögen; um aber dem Kayser zu beweisen, dass er (Minister) von allem unterrichtet sey, ungeachtet er nicht von allem Bericht abstatte, so wolle er Seiner Majestät nicht verhehlen, dass er jetzt eben von Hochdemselben berufen worden sey, um seine Entlassung zu erhalten. Der Kayser lächelte, gestand, er (F.) sei wohl unterrichtet und könne nunmehr Minister bleiben.

Eines der frappantesten Produkte der neuesten französischen Literatur ist Herrn von Barentes (Sohn des Préfet de Genève) anonyme Schrift, betitelt „Tableau de la Littérature française au 18. siècle“. Der Zweck des Buches geht dahin, zu beweisen, dass über kurz oder lang in jedem Stande die zirkulirenden, besonders durch die Nationalschriftsteller in Umlauf gebrachten Ideen und Grundsätze mit den öffentlichen Institutionen in Widerspruch geraten und notwendig den Umsturz der letztern herbeiführen, wenn nicht — Sie glauben etwa, wenn nicht wie in England, in die Verfassung selbst ein Regenerationsprinzip, ein Keim allmäliger Verbesserung und Veredlung von dem Gesetzgeber oder von dem liberalen Geist der Nation selbst hineingelegt werde — nein doch: um solche Lehren aus einer Staatsumwälzung abzuziehen, braucht's *public spirit*, an Ungeduld grenzende Nationallebhaftigkeit! Völliger Mangel an Gemeininn und politischer Einsicht, zur Apathie gewordenes Sehnen nach Ruhe lassen solchen Gesinnungen keine Möglichkeit aufzukommen und Wurzel zu fassen in einem durch Sittenverderbnis und Revolutionsglut ausgetrockneten Boden! Nein: wenn nicht eine *kraftvolle* Regierung durch genaue Bewachung des Schriftstellerwesens vorbeugt und durch ein wohlgeordnetes öffentliches Unterrichtssystem die Quellen der Wissenschaft und Weisheit überall in geregelte Bette und Kanäle leitet und einzwängt, um dem Boden, der dadurch befruchtet werden soll, nur



gerade so viel zutriefen zu lassen, als für die Erzeugnisse, zu denen man ihn bestimmt, notwendig ist! Dazu müssen jetzt Dezennalpreise, Geschenke und Ehrenbezeugungen an Gelehrte und Künstler so gut beytragen als Bücherzensur und die Mandarinen-Organisation der grossen Universität mit ihren unendlichen Abstufungen militärischer Disziplin und den Ordensgeneral an der Pyramiden-  
spitze.

So wird denn eine solche, das ganze Reich wie ein grosses Netzgewebe umpinnende Anstalt einerseits zu einem nützlichen Wildgehege, anderseits zu einer ungeheuren Pulvermühle, in der alter und neuer Erwerb des fleissigen Menschengeschlechtes zu Artilleriebedürfnissen verarbeitet und zu einem chemischen schwarzen Produkt schwarzer Kunst des Mönches Schwarz veredelt werden. Barente, vorher wegen seiner Verhältnisse zu Frau von Stael in Ungnade gefallen, ist nach der Erscheinung seiner Schrift zum Préfet de la Vendée ernannt worden. Weise Theorien bringen praktischen Vorteil! — — — — Wenn nicht ein Napoleon auf dem spanischen Thron sässe, so würden wahrscheinlich die merkwürdigsten Handschriften hierher in die Löwenhöhle wandern. So aber wird bloss ihr Gebrauch durch leichtern Zugang befördert werden, und dies ist immer Gewinn. — — Müllers neuesten Teil<sup>1)</sup> habe ich noch nicht gesehen. Herzlichen Dank für Ihr gütiges Anerbieten! Dieses Geschenk aus Ihrer Hand wäre mir sehr teuer, wenn Sie es nicht besser zu plaziren wissen. — — Ihr Urteil über D.<sup>2)</sup> ist ganz das meinige. Wenn er mit seiner ausgezeichneten Gewandtheit und Gutmütigkeit mehr Festigkeit und Edelsinn verbunden hätte, so wäre er unserem Vaterland sehr nützlich geworden. Das moralische Forum ist leider nicht immer in der Region des politischen, wenigstens nicht konzentrisch mit demselben. Mangel an Delikatesse ist in Revolutionszeiten oft für's gemeine Wesen weniger schädlich als systematischer Starrsinn, der seine Ideen und Bestrebungen Menschen und Verhältnissen nicht anzupassen weiss.

Ich bin nun *ad incitas redactus*, muss Sie von meinem Gewäsche erlösen und kann Ihnen kaum noch meinen freundschaftlichen, hochachtungsvollen Gruss erbiehen.

Herzlich Ihr

P. A. Stapfer.“

Bern, 12. August 1812.

„Seit meinem Wiedereintritt ins Vaterland, hochgeschätzter Freund, hoffte ich von Woche zu Woche einen Abstecher nach Aarau machen und mich persönlich in Ihr werthes Andenken zurückrufen zu können. Der Besuchsturm, den ich hier aushalten musste, dann hundert kleine Beschäftigungen, bey denen eine grosse Zeitmasse in Scheidemünze zergeht, die Ankunft von Verwandten aus Paris, die mit uns gemeinschaftliche Reisen in die innere Schweiz verabredet hatten, und die Bitten meiner hiesigen Familie, deren Umgang ich noch nicht geniessen konnte, haben mir bis auf diesen Tag die Wallfahrt nach meinem

<sup>1)</sup> Der „Geschichten der Schweizerischen Eidgenossenschaft“ von Johann Müller von Schaffhausen.

<sup>2)</sup> Ein schweizerischer Staatsmann jener Zeit.

väterlichen Kanton<sup>1)</sup> versagt, und, da ich noch nicht weiss, wann mir diese Wonne zu teil werden wird, so kann ich's nicht über das Herz bringen, mit einer wenigstens schriftlichen Begrüssung an Sie aus Arktopolis länger zu zögern. Dann habe ich Ihnen, mein werter Freund, eine Bitte vorzulegen und Sie, wegen einer Freyheit, die ich nächsten Freytag zu nehmen gedenke, zum voraus um Entschuldigung und Nachsicht anzuflehen. Durch den Frachtwagen wird nämlich ein Quartbändchen an Sie abgehen, das beider gar sehr bedarf. Es ist ein leidiges Gemäch von mir, das weder Fleisch noch Fisch ist, kaum würdig als lesenswerte Rhapsodie Ihnen überreicht zu werden und nur durch seine Entstehungsgeschichte erträglich oder empfehlenswert wird. Hier ist die Historie dieser Schriftsteller-Sünde.

Vor Jahr und Tag quälten mich die Pariser Buchhändler Treuttel und Würz, bei denen ich die Herausgabe einiger Schriften meiner Göttingischen Freunde Villers und Sartorius besorgt hatte, mit der Zumutung, ich sollte die Beschreibung revidiren, die sie von 14 (von ihnen gekauften) Aussichten eines Bernerschen Künstlers (Weibel) durch einen französischen Gelehrten (Leuliette) hatten besorgen lassen. Da sie unter aller Kritik war und von einem Manne herrührte, der nie einen Berg, geschweige denn die Schweiz gesehen, auch auf gut Französisch geglaubt hatte, es werde von ihm nichts gefordert, als ein paar Phrasen über das Hirtenleben und Gessners Idyllen, so antwortete ich, die beste Revision bestünde in einem einzigen quer durchgezogenen Federstrich. Nun drangen die Herren in mich, *ich* sollte einen nagelneuen Text verfertigen. Dieser Vorschlag, welcher mir eine, meiner sonstigen literarischen Tätigkeit oder Fähigkeit wildfremde Arbeit auflegte, hatte ich ohne weiters abgelehnt, als ich zufälliger Weise vernahm, dass des vor Beendigung der übernommenen Arbeit vorstorbenen Leuliettes alte Mutter, die ihr braver Sohn mit seiner Feder nährte, seit seinem Tode in der grössten Dürftigkeit lebe. Als Unterstützungsmittel einer im Elend schmachtenden, achtungswürdigen Frau nahm nun die mir zugemutete Abfassung eines neuen Textes zu den Weibelschen Zeichnungen eine ganz andere Gestalt, und ich durfte mich derselben um so weniger entziehen, da nun die beiden Honorarien, wovon das früher erworbene wegen schlecht ausgefallener Arbeit nur unter der Bedingung meiner Willfahung, der Mutter des ersten Redakteurs vollständig ausbezahlt werden sollten, woraus der kranken, verlassenen Frau eine bedeutende Hilfe erwuchs. So ist, mein lieber Freund, die Ihnen zugedachte, Ihrem Schutz künftigen Freytag zueilende *Olla potrida* entstanden, wo nach französischer Art ein Gegenstand keine zwey Minuten lang ins Auge gefasst wird und die Feder von Materie zu Materie auf der nämlichen Seite dreymal überhüpft, wie die homerischen Götter von Gipfel zu Gipfel in Thracien und in Lemnos; geologische, topographische, ethnographische, etymologische Bemerkungen liegen bunt durcheinander; mitunter wird ein Märchen erzählt, und — mit Ihrer günstigen Erlaubnis, mein liebenswürdiger Herr Dichter — eine poetische Blume in nieder-

<sup>1)</sup> Stapfer stammte von Brugg im Aargau.

trächtige gallische Prosa eingesperret und welkgetreten von Sesquipedalischen Modephrasen. Doch mit aller dieser notgedrungenen Rücksicht auf die Pariser-Sallons bricht wie ich mir schmeichle oder glaube, wenigstens hier und dort teutonischer Geist durch. Dies zur Erklärung, warum ich das Schreckhorn und die Ruinen von Unspunnen in französische Uniform kleide. Höchst leid tut es mir, dass ich Ihnen nur den Text überreichen kann — — Innigst würde es mich freuen, wenn Sie hie und da auf eine Zeile stiessen, die mit Ihren Gefühlen nicht ganz im Missklange wäre. Wenigstens sprechen Vaterlandsliebe und enthusiastische Bewunderung unserer herrlichen Alpennatur aus jedem Blatte. Eine der stärksten Garantien unserer Fortdauer als Nation und der Schonung unserer Unabhängigkeit, vielleicht die *einzig* unangetastete Garantie ist die Zuneigung zu unserem Volke, die in allen gebildeten Nationen Europas noch lebt und durch ihren Geschmack an den schweizerischen Naturschönheiten mächtig genährt wird.

Nun zu meiner Petition. Wollten Sie zu den mannigfachen Proben von wohlwollender Freundschaft, die Sie mir bei jedem Anlass geben, die Gefälligkeit hinzufügen, in Ihren „Miscellen“ eine das Unternehmen der Herren Treuttel und Würz begünstigende Anzeige einzurücken? Ich habe mich auf dem Titelblatt nicht genannt, weil die Arbeit eigentlich ganz ausser meiner Sphäre liegt, und ich dem Publikum die Gründe nicht sagen kann, die mich wegen Übernahme derselben entschuldigen. Jedoch wünschte ich, dass man wüsste, der Verfasser sei ein deutscher Schweizer, damit der Fremde zu den topographischen Notizen Zutrauen fasse; sie sind auch wirklich sehr genau, ungeachtet ich nur aus der Erinnerung schrieb und auf meinem Landhause von allen Subsidien entblösst war. — — — 1)

Doch es ist hohe Zeit, dass ich dieser lächerlich-indiskreten Heraushebung des etwa in eine Rezension von wohlwollender Hand Auszuzeichnenden ein Ende mache. Sie sehen, welches Zutrauen mir Ihre Freundschaft einflösst; seien Sie der meinigen auf immer versichert!

Ihr P. A. Stapfer.

Viele Grüsse von meinem Schwager Schnell!

Ein kurzer Brief Stapfers vom 14. August 1817 betrifft einen Vertrag Curbayerns mit der Krone Frankreichs vom 18. Mai 1741, um dessen Auffindung im Archiv der auswärtigen Angelegenheit zu Paris sich nebst Stapfer auch Guizot lebhaft interessirte.

Paris, 10. Wintermonath 1822.

Sie sind, mein theurer und sehr verehrter Freund, von meiner Ihnen von jeher mit soviel Nachsicht als Güte behandelten Unart in Beantwortung erhaltener, selbst der willkommensten Briefe so gewohnt, dass die Verzögerung meines dankbaren Empfangs Ihrer trefflichen Schweizergeschichte<sup>2)</sup> mir wohl in Ihren Augen

<sup>1)</sup> Es folgt hier eine lange Reihe von Einzel-Bemerkungen, die wir füglich übergehen können, da das besprochene Opus wohl schwerlich jemandem mehr bekannt ist.

<sup>2)</sup> „Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk.“ Erste Ausgabe. Aarau 1822.

allein zu schulden kömmt. Die Wahrheit ist, dass mir Ihr liebes, schönes Geschenk, das mir nach dem Datum Ihres werthen Schreibens vom 30. Herbstmonath schon vor mehreren Wochen zudedacht war, erst durch des Hauses Treuttel und Würz Vermittlung zukam. Ich las oder verschlang sogleich Ihre herrliche patriotisch-historische Darstellung, ein treues, festgezeichnetes, Verstand und Gemüt gleich stark fesselndes Gemälde, das in Haltung, Tonfarbe und Umrisen den richtigen Blick des Historikers, seinen Takt, seinen vaterländischen Sinn auf beynahe jeder Seite beurkundet und den Leser bald heilsam und tief ergreift, bald liebevoll anspricht. *Macte virtute tua!* Es ist ein vorzügliches Kunstwerk und ein recht patriotisches Erzeugnis. Möge es recht bald in Schulen und Lesezirkeln, in Städten und Hütten eines der kräftigsten Surrogate für unsere geträumte, von Freund und Feind befehdete *Einheit* werden! Sie haben mit unverwandtem Auge auf diesen Zweck den Stoff gesichtet und die passenden Züge hervorgehoben; mit Glück sind Sie auch bey mancher Klippe vorbeysesegelt, die nur dem Kundigeren sichtbar ist.

Allein zur Sache. Wie kommen wir dazu, Ihr Geschichtswerk treu in reines Französisch übersetzt zu erhalten? Im ersten Augenblick wandelte mich die Lust an, den Versuch selbst zu wagen, und die Freude, die mir der Gedanke machte, verbarg mir, aber nur auf kurze Weile, die Unmöglichkeit, worin mich mein elender Gesundheitszustand und mannigfache, unabweisliche, meine Kräfte ohnehin übersteigende Geschäfte setzen. Meinem jüngern Sohn hätte ich sie gern übertragen, wenn er nicht gerade seine ganze Musse der Übersetzung von Göthes Theater zu widmen von einem Freunde aufgefordert worden wäre, dessen Loosverbesserung von dem Gelingen dieses Unternehmens grossenteils abhängt. Ich musste mich also ausser dem häuslichen Kreise umsehen und da sind mir schon mehrere Kandidaten vorgeschlagen. Herr Professor Monnard<sup>1)</sup> aus Lausanne ist erbötig, die Übersetzung unter der angebotenen vorteilhaften Bedingung in sehr kurzer Frist zu verfertigen. Er ist hier auf Urlaub und ist Ihnen gewiss schon als ein sehr gebildeter, talentvoller akademischer Lehrer bekannt. Den Sinn würde er nirgends verfehlen und in weniger Provinzialismen verfallen, als oft auch den gebildetsten Waadtländern und Genfern zu schulden kommen. Die letztere Rücksicht verdient Beherzigung, wenn auf den Beyfall des hiesigen Publikums Wert gelegt wird. Und allerdings darf bei dieser Unternehmung Frankreich nicht ausser acht gelassen werden. Es fehlt an einer lesbaren Schweizergeschichte. Die Müllersche ist zu weitschichtig fürs Ausland und dazu unvollendet; Mallet trocken und dürftig; die kürzlich von Herrn Simond seiner Reisebeschreibung zugesellte Übersicht unserer Historie nicht reichhaltig und vollständig genug, und doch hat sie grossen Beyfall gefunden, weil sie einiger-

<sup>1)</sup> *Charles Monnard*, geb. 1790, Professor der Literatur in Lausanne, Gesandter bei der schweizerischen Tagsatzung 1836 (Conseil-Geschichte), Professor in Bonn, starb 1865. Seine Übersetzung erschien unter dem Titel: „Histoire de la Nation Suisse par H. Zschokke“ in erster Ausgabe 1830.

massen dem Bedürfnis einer gediegenen Erzählung der Bildungsgeschichte und der besondern Schicksale der Eydgenossenschaft für die höhern Klassen abzu-  
helfen schien. Wird die Übersetzung Ihres Buches in Genf oder Lausanne ge-  
druckt, so kann sie in Frankreich nicht verkauft werden und hat, wäre sie auch  
noch so vortrefflich gelungen, gegen das Vorurteil anzukämpfen, das alle im  
Auslande erschienenen Werke in französischer Sprache eines idiotischen, unele-  
gantens Styls beargwohnt.

Haben Sie die Güte, dem schätzbaren und liebenswürdigen Herrn Jochmann<sup>1)</sup>  
meine herzlichsten Gegengrüsse zu entbieten. Ich hoffe, er habe in Baden  
Gesundheitsproviand eingesammelt und wir sehen ihn hier in heiterer Gemüts-  
stimmung wieder. An Guizot, Schlaberndorf und Ölsner<sup>2)</sup> habe ich Ihre Grüsse  
auszurichten Gelegenheit gehabt. Guizot ist schon wieder auf dem Punkt, eine  
Schrift über politische Angelegenheiten vom Stappel zu lassen. Er geht darin  
zu den ersten Grundsätzen der Metapolitik zurück, setzt den Begriff von Souve-  
ränität sehr schön auseinander und macht daran luminöse Anwendungen auf  
verschiedene Zweige der Staatswissenschaft.

Genehmigen Sie, mein vortrefflicher und hochgeschätzter Freund, meinen  
nochmaligen Dank für den neuen Beweis Ihres gütigen Andenkens und lassen  
Sie forthin der Fortdauer Ihrer Liebe empfohlen seyn.

Ihren P. A. Stapfer.“

### Pestalozzi und Dr. Bell.<sup>3)</sup>

Es ist wohl nicht allgemein bekannt, dass der Erfinder der Methode des  
wechselseitigen Unterrichts, Dr. Andrew Bell, einst zum Besuche der Anstalt  
Pestalozzis in Iferten gewesen ist. Die biographischen Notizen über Bell, die

<sup>1)</sup> *Karl Gustav Jochmann* von Pernau in Lievland, geb. 1790, führte wegen Kränklichkeit  
meist ein stilles Gelehrtenleben, besuchte während der Sommerszeit sehr oft Kurorte und hielt  
sich während des Winters gewöhnlich in Bern, Genf und Paris, zuletzt in Karlsruhe auf, wo  
er 1829 starb. Seine hinterlassenen Manuskripte, die er in seinem Testamente an Zschokke  
vermachte, gab derselbe unter dem Titel: „Jochmanns Reliquien“ heraus.

<sup>2)</sup> Graf *Gustav Schlaberndorf*, geb. 1750 in Stettin, hielt sich während der französischen  
Revolution bis zu seinem Tod in Paris auf, wo er mit Zschokke im Winter 1796 bekannt wurde.  
Als der letztere bald darauf wieder in die Schweiz zurückreiste, schrieb ihm jener zum Ab-  
schied: „Wertester Freund, empfangen Sie mit der Einlage nochmals meinen Reisesegen.  
Möchte er äskulapische Kräfte besitzen! *Cetera a te sumes!*“ G. Schl. — In der Zeitschrift  
Zschokkes: „Prometheus für Licht und Recht“, I. Band 1832, befinden sich noch Bruchstücke  
aus hinterlassenen Papieren dieses „erhabenen Sonderlings“.

Ebenso Einiges von *Ernst von Ölsner* aus Schlesien, welchen Zschokke auf seiner schon  
erwähnten Pariser-Reise kennen lernte und mit welchem er später lange in Briefwechsel stand.

<sup>3)</sup> Bell wurde als Vorsteher einer Schule zu Madras (Indien) 1795 Begründer des wechse-  
lseitigen Unterrichts, nachher in England neben Joseph Lancaster (1778—1838) deren begeisterter  
Apostel in England; er starb 1832, grossartige gemeinnützige Vergabungen hinterlassend, was zu  
seiner Ehre gegenüber einer Bemerkung Ackermanns ausdrücklich hervorzuheben ist.